

Referat von René Hornung, Redaktor Piz Magazin, anlässlich des 4. Stubengesprächs am 17. Oktober 2008 in Sent. Gastgeber Ruedi Bisang

BERGGEBIET - UNTERLAND

eine spannungsgeladene Beziehung

Wer redet da von Spannungen? Es ist doch alles bestens! Die Unterländer suchen und finden Erholung in den Bergen, die Engadiner verdienen – zu einem schönen Teil mindestens – ihr Geld mit dem Tourismus.

Tja, wenn das so einfach wäre. Ist es aber eben nicht, denn die Unterländer sind Besserwisser und Missionare. Sie wissen, was ein authentisches Engadin ist. Sie tun alles, das Berggebiet dahin zu bringen, wo sie es haben wollen. Die Nordic-Wanderer aus Winterthur brauchen ihre Strecken und ihre Wegweiser, denn sie sind ja schneller unterwegs als Frau Knopke aus Hamburg. Die Biker aus Olten brauchen ihren Trail, die Abfahrten von den Jurahängen sind ihnen nämlich verleidet. Also flitzen sie von Motta Naluns runter und auch sie brauchen dafür ihre speziellen Wege und Wegweiser, denn sie sollen den gemütlichen Velofahrern nicht in die Quere kommen. Und da sind noch die Inlineskater, die brauchen selbstverständlich auch ihre eigenen Pisten, sauber geteert und mit wenig Steigungen. Die Touristiker in der Region Plaiv bieten auch dies – samt eigenen Täfeli. Und, fast hätten wir sie vergessen: Die Kanuten. Was die mit ihren Helmen in den Schlauchbooten wagen, sehen wir ja bei jedem Blick aus dem Zug- oder Postautofenster.

So jedenfalls entstand in Unterländer Köpfen das Konzept Schweiz Mobil mit Wanderland, Veloland, Mountainbikeland, Skatingland und Kanuland. Wer kürzlich mal an der Innbrücke in Susch stand, der kennt die Folgen, nicht mehr nur ein Täfeli, sondern ein ausgewachsener Tafelwald steht dort.

Was für ein Widerspruch. Da kommen die Unterländer und wollen Natur pur in den Bergen, bringen dann aber fast alles mit, was sie unten auch haben. Und sie rufen nach Infrastruktur, denn auf Naturstrassen lässt sich's nur schlecht skaten. Und weil Kartenlesen zur seltenen Kunst verkommen ist, brauchts an jeder Ecke ein gelbes Schild mit farbigen Nummern drauf. Wenn wir diese Anspruchsspirale zu Ende

denken, werden die heimischen Kühe und Geissen wohl bald wegen Littering gebüsst, wenn sie ihr Geschäft auf den Wegen, erst recht den Inlineskate-Strecken verrichten. Oder *Sie* als Tierhalter werden in einen Haftpflichtfall verwickelt, weil da einer ausgerutscht ist und seine superteure Hose aus funktional atmendem Gewebe nun einen Schranz hat.

Wenn *Sie* als Einheimische dann kontern, buatschas seien doch gerade ein Stück jener Authentizität, die die Unterländer hier oben suchen, werden sie wohl bloss mit kuhgrossen Augen angestarrt. Was «echt Engadin» ist, bleibt eben ein Streitpunkt. Klar, es gibt typische Merkmale. Die steil ansteigenden Bergflanken, das gute Klima, das viele Licht hier. Die klassische Bauweise der Häuser, so wie dieses hier. Mit den drei Türen, die vom Suler in die Küche, in die getäferte Stube und in die Speise führen. Die Speise ist allerdings schon vor Jahrzehnten zum Bad umgebaut worden. Und die Küche ist auch längst geweißelt, denn wie man in der schwarzen Küche am offenen Feuer kochte, wissen wohl nicht einmal mehr alle Hüter der Ortsmuseen.

Fragen wir also: Was ist Authentizität? Vor allem, was ist sie heute und in den Augen der Bewohner des Berggebietes? Der Induktionsherd und der Duschhimmel – das gehört doch dazu, sagen *Sie*, denn schliesslich ist es unser Wasser und unser Strom, der daraus produziert wird. Zu recht kommt *Ihre* Forderung: Wir wollen das auch! Und dann kommt so eine Berner Touristin – sie merken, die Zürcher kommen heute nicht vor – und findet das alles viel zu modern. Denn wenn Madame extra in die Berge fährt, erwartet sie, dass es dort wildromantisch aber auch etwas primitiv sei.

Schellenursli hat sich schliesslich auch am Brunnen gewaschen und zu echten Bergferien gehöre das Bad im Brunnen. Schliesslich seien die Brunnenregeln ja immer noch gültig, sagt uns diese belesene Unterländerin. Aus dem ersten Trog trinkt das Vieh, in den unteren wird nach strenger Ordnung geputzt und gewaschen.

Sie wissen: das war einmal. Die Unterländer aber wissen das nicht, hängen dem Schellenursliclichè nach und vermischen die Kühe und Geissen mitten im Dorf. *Sie* aber, die Bergbevölkerung, geraten ins Gähnen, wissen aber auch, dass damit Geld zu machen ist. Bedienen wir halt die Clichés, egal ob in Guarda oder in Berlin, wo die

Oberengadiner Tourismusorganisation zum ersten August Geissen durch die Strassen treiben lässt. So hübsch!

Das alles macht auf den ersten Blick noch keine spannungsgeladene Beziehung aus. Aber viel fehlt nicht. Denn wenn sich die Feriengäste wirklich am Brunnen waschen müssten, weil die Wasserleitung wegen einer Strassenbaustelle gerade gekappt oder eingefroren ist, dann werden *Sie* als Vermieterin einer Ferienwohnung ein rechtes Donnerwetter über sich ergehen lassen müssen.

Oder die Spannung rund um das Thema der alpinen Brache: Als das ETH-Studio Basel von der Stärkung der Zentren und der Entleerung der alpinen Brachen schrieb, war dies nicht zuletzt ein Resultat der eben skizzierten Denkweise. Der Protest aus den Berggebieten war entsprechend laut. So laut, dass die Forscher inzwischen ihre alpine Brache zusätzlich erklärt und umgedeutet haben. *Ruhige* Erholungsgebiete sind damit gemeint – wissen wir inzwischen.

Ruhig – noch so ein Begriff der unter Spannung steht. Weil *Sie*, aber auch die Gäste möglichst schnell von Maloja nach Martina kommen wollen – die Einheimischen wohl noch etwas schneller als die ängstlich fahrenden Holländer – braucht's ausgebaute Verkehrswege und die sind alles andere als ruhig. Kein Ort mehr im Tal – so stellte kürzlich Erich Ziltener fest – an dem nicht Flieger, Autos, das RhB-Rumpeln, ein Heugebläse oder eine Motorsäge zu hören sind. Brauchen wir alles! sagen *Sie*. Klar brauchen *Sie's*, die lärmgeschädigten Feriengäste aber sehnen sich nach einem Ort ohne Verkehrsrauschen.

Die Unterländer sind in der Diskussion über solche Spannungsfelder meistens Missionare. Sie wissen dann wie's geht. Doch Tourismus-Expertenwissen von der Uni St.Gallen holen ist das eine, eine konkrete Lösung finden, die der heimischen Bevölkerung ihren Raum lässt, ist meist etwas ganz anderes.

Immerhin gibt es Leute, die versuchen, das Zusammenleben fruchtbar zu machen. Im Handwerk zum Beispiel oder im Bau. Il möd da lö – der genius loci – müsse für das Schaffen in den Bergen Ausgangspunkt sein, sagte mir diese Wochen Ramon Zangger, der Möbelbauer und Holzskulpteur aus Samedan. Die Software, die seine

Maschinen steuert, die ihrerseits ein zeitgenössisches Ornament in ein Arvenmöbel fräsen und bohren, stammt aus dem Unterland, der Programmierer dazu wohl auch. Und doch entsteht ein Möbelstück, dessen Herkunft eindeutig erkennbar ist.

Anders halten es die hochkarätigen Galeristen von Sperone bis Tschudi. Sie lassen hauptsächlich Unterlandkunst hochfahren und ausstellen, denn Heimisches ist den Unterländern suspekt, zeitrangig. Kunst aus den Bergen zählt hier erst ab der Währung von Not Vital. Und dann sind die Touristinnen aus dem Thurgau da und laufen fachkundig kommentierend durch die Galerie – sie kennen das alles ja schon. Könnten diese Touristen nicht in all die Galerien mit klingenden Namen würden sie etwas vermissen. Und *Sie* als Bewohner der Region würden sicher bald protestieren, dass ihnen solche Kunst vorenthalten werde.

Stellt sich die Frage: Finden wir einen versöhnlichen Ausweg? Selber ein Unterländer, der von drunten am hier oben erscheinenden piz Magazin mitarbeitet, suche ich danach. Ich weiss inzwischen, dass Tarasp andere Finanzsorgen hat, als die marode Büvetta zu erhalten. Aber ich denke, mit Unterstützung aus dem Unterland müsste genug Geld für den Erhalt aufzutreiben sein. Doch diesen Bau erhalten wollen, muss zuerst die Region. Viel bewirkt hat unser Zureden bisher allerdings noch nicht.

Eine andere Versöhnungsstrategie noch: Ich weiss, dass auch hier jeder nach seinem Gusto bauen darf, genau so wie an den Hängen des Weinlandes an der Schaffhauser Kantonsgrenze, und doch ärgert mich der Hüuslihang da unten über Scuol, diese Aargausierung der Gesamtschweiz macht nicht mal halt vor den Alpentälern. Ich weiss, dass die Millionenschweren Mailänder hier die Preise treiben. Andererseits: wer finanziert denn sorgfältige Restaurierungen wenn nicht die Milanesi und die Zürcher – jetzt jetzt sind wir eben doch bei den Zürchern angekommen.

Der Kultur- und Kunstmassstab wird zum Knackpunkt. Die Zürcher Kultur- und Architektur-Schickeria gibt im Castell in Zuoz oder im Waldhaus in Sils ein paar Tausend Franken aus. Wir interpretieren dies als eine Geste des

Kulturbewusstseins. Aber wie werten wir, wenn die Kaftanjuden oder die Russen in grösseren Gruppen auftreten?

Spannungen abbauen kann – so dies überhaupt ein angestrebtes Ziel ist – nur gelingen, wenn Geben und Nehmen sich die Balance halten. Piz versucht deshalb heimischen Themen eine Plattform zu bieten, auch wenn wir mehrheitlich Leute aus dem Unterland holen, um eine Reportage zu schreiben. Das birgt auch Chancen, denn der Blick von aussen, ist ein anderer. Wer nicht täglich am Brunnen mit dem Schwefelgestank vorbei muss, sieht die Geschichte der Mineralwässer eben aus anderer Optik und wundert sich, warum die da oben nicht mehr aus diesem Erbe machen.

Mehr machen tönt nach Geld machen. So ist's nicht gemeint, denn Geld korrumpiert und Patek-Philippe- oder Golfschlägerwerbung nachzurennen ist nicht das Ding von piz. Im Gegensatz zu anderen Heften will piz nicht Luxus verkaufen, denn wenn nur noch Geld regiert, droht die von den Gästen herbeigesehnte Authentizität ganz verloren zu gehen.

Nun aber müssen *Sie* sich zu Wort melden: Macht es überhaupt Sinn, dass Gäste etwas über die Region hier erfahren und lernen? Suchen *Sie* als Einheimischen überhaupt den Austausch, oder reicht ihnen das Geld? Was halten *Sie* vom Kulturimport der Galeristen und von den preisgekrönten modernen Bauten?